

Was bedeutet für mich Integration in einer anderen Kultur? von Martin Kämpchen

Zwei Erlebnisse fallen mir ein: In Indien werde ich in Zügen oder Bussen freundlich gefragt: „How many days have you spent in India? – Do you like our country?“ Diese Frage wird mir auch nach 31 Jahren Aufenthalt in Indien gestellt. Warum? Die unbarmherzig-deutliche Antwort ist: Man sieht meiner weißen Hautfarbe nicht an, daß ich so lange in Indien wohne. Diese Farbe wird niemals mit den dunkleren Schattierungen der Umgebung verschmelzen. Ich bleibe in den Augen dieser Umgebung auf ewig ein Neuling.

Das zweite Erlebnis: Gerade aus Indien zurück, steige ich in Frankfurt in den Zug, um in meine Geburtsstadt Boppard am Rhein zu fahren. Im Zug spricht mich ein älterer Herr an und sagt: „Sie sind aber nicht von hier!“ Offenbar sieht man mir – in Europa – das lange indische Domizil an. Viele Menschen hierzulande behaupten, mein Tonfall, mein Auftreten, meine Gestik seien „indisch“, was immer das heißt. Mit anderen Worten, Weder im Geburtsland noch im Wahlland wird mir Heimatrecht gewährt. Das Geburtsland habe ich schon zu lange verlassen – und im Wahlland bin ich nicht geboren worden.

Um mir in Indien eine Freude zu machen, nennt man mich gern einen „honorary Bengali“, einen „Bengalen ehrenhalber“, weil man vermutet, daß ich Bengalen liebe, die bengalische Sprache spreche, die bengalische Kultur schätze, daß ich also mit Absicht so lange unter Bengalen lebe und wirke. Allerdings hat mich niemand je gefragt, ob ich denn ein Bengale ehrenhalber sein möchte, ob ich tatsächlich stolz auf eine solche Bezeichnung bin. Zusammen mit der sichtbar fremden Hautfarbe kommt also der großzügige Versuch, mich als zugehörig zu reklamieren. Den Bengalen erscheint es als das Beste und Ehrenvollste, was man über mich behaupten kann, das zu sein und so zu sein, was sie selbst und wie sie selbst sind: ein Bengale. In Deutschland sagt allerdings niemand: Er ist noch ganz der Alte, er ist noch ganz ein Deutscher, er gehört noch zu uns. Warum wohl? Weil man vermutet, daß ein Mensch, lebt er auch noch so lange im Ausland, von seinem Geburtsland unwiderruflich geprägt bleibt und dessen Einfluß entscheidend bleibt bis zuletzt.

Wir merken also, daß es bei Integration in die Kultur eines anderen Landes nicht einfach auf meinen Wunsch und meine Fähigkeiten des Erlernens dieser Kultur ankommt. Integration hängt ebenso stark von der Willigkeit der Umgebung ab, diese

Integration zuzulassen, und davon, mit welchen vorgefaßten Ansichten die Umgebung eine solche Integration zuläßt. Als Deutscher und Europäer und Mensch der westlichen Hemisphäre soll ich mich, nach Wunsch meiner neuen Umgebung, natürlich entsprechend der Informationen oder Phantasien über Deutschland, Europa und die westliche Welt integrieren, um als integrierter Mensch anerkannt zu sein. Weiterhin kommt es darauf an, gerade in Indien, den Wunsch nach Integration nicht nur zu empfinden, und die Fähigkeiten des Erlernens der indischen Kultur nicht nur einzusetzen, sondern auch zu demonstrieren. Ich soll also darüber sprechen, wie sehr man das Wahlland schätzt, wie gern man seine Sprache spricht, wie gut man sie gelernt hat, wie sehr man rundweg alles liebt, die Literatur, das Theater, den Tanz, das Klassische und das Populäre. Eine Kritik, ein Leiden an diesem Land gelten in diesem Zusammenhang als „politisch unkorrekt“ und der Integration nicht förderlich.

Zusammengefaßt, Integration muß von dem Neuling wie von seiner Umgebung zunächst als wünschenswert und für das Lebensglück notwendig angesehen werden, was durchaus nicht selbstverständlich ist. Weiterhin kommen der Neuling wie die Umgebung nicht umhin, gewisse Klischees zu bedienen. Der Neuling wird eben nicht als Individuum betrachtet, sondern als ehemaliges Mitglied einer Gruppe, die ihn geprägt hat: Ich bin Deutscher, Europäer, ein Mensch des Westens zum Beispiel. Ebenso sieht sich die Umgebung als Vertreter ihrer Gruppe, als Bengalen zum Beispiel. Dazu gehört also auf beiden Seiten ein Erwartungsverhalten und ein Regelverhalten.

Ein solches Regelverhalten schenkt zwar eine Art neuer Heimat durch Integration, aber der Preis ist der Verlust der Freiheit, sich so zu entfalten und sich auch so zu demonstrieren, wie man als Individuum ist und zu sein Zufriedenheit empfindet.

Hier bin ich am Kern meiner Überlegung: Integration in eine andere Kultur und individuelle Freiheit grenzen sich gegenseitig ein. Je mehr ich mich in die Gruppe integriere, desto mehr verzichte ich auf die Freiheit, ein Individuum zu sein. Dies gilt natürlich für alle Menschen, ob sie nun in ihrem Geburtsland leben oder in dem Wahlland. Doch die Integration in die Kultur des Wahllandes verlangt zunächst eine bewußte Entscheidung, sich zu integrieren und die Entscheidung, auf welche Weise und bis zu welchem Grad man sich auf diese Integration einläßt. Weiterhin bedarf die Integration in die Kultur des Wahllandes eine größere emotionale, intellektuelle und kulturelle Flexibilität sowie größeres Engagement, etwa um eine Sprache zu lernen und die stärkeren Reibungen mit der ungewohnten Umwelt zu ertragen.

Als ich vor 31 Jahren nach Indien kam, wurde ich zunächst Deutschlektor in Kalkutta und wollte eigentlich nur ein oder zwei Jahre bleiben. Ich hatte als Student schon einmal Indien bereist und war damals zu dem Entschluß gekommen, daß ich diese „Erfahrung Indien“ fortsetzen mußte. Sogleich nach Abschluß meines Germanistik-Studiums kehrte ich zurück. Aus ein oder zwei Jahren wurden vier, dann kehrte ich zur Universität zurück, machte meinen Magister in Madras und dann ein Doktorat in Santiniketan. In den ersten vier Jahren in Kalkutta lernte ich bewußt nicht die Regionalsprache, Bengalisch. Ich glaubte, ich würde bald nach Deutschland zurückkehren, darum wollte ich die ungeheuer große Mühe, eine nichteuropäische Sprache zu lernen, nicht auf mich nehmen. Ich wohnte in einem Ashram der Ramakrishna-Mission außerhalb von Kalkutta, zusammen mit Mönchen und unverheirateten Laien. Ich fühlte mich in dieser abgegrenzten, in sich recht homogenen Gruppe im Ashram genügend sicher und angenommen. Integration in einer solchen abgegrenzten Gruppe ist ohnehin leichter als in größeren und natürlichen Gruppen, wie etwa in einer gesellschaftlichen Klasse, zum Beispiel im bengalischen Mittelstand. Als ich dann aber nach Santiniketan ging und mindestens weitere fünf Jahre Studium vor mir hatte, faßte ich den Entschluß, Bengalisch zu lernen.

Schon bald wurde mir bewußt, daß ich mit dem Erlernen der Sprache einen wesentlichen Schritt hinein in eine Integration mit dem Volk West-Bengalens unternommen hatte. Das hat mehrere Seiten: Ich wurde von den Bengalen der Mittelklasse akzeptiert als jemand, der es ernst mit ihrer Kultur, ernst mit ihnen meint. Ich erhielt größeren Respekt, man vertraute sich mir auch tiefer an. Ich spürte, wieviel vorher unausgesprochen geblieben war, weil auch gebildete Bengalen es nicht in Englisch ausdrücken konnten oder wollten. Es handelt sich um emotionale Werte, kulturelle Nuancen, die ich nun aufnehmen konnte. Zweitens, durch meine Bengalischkenntnisse schuf ich mir Zugang zu einer Gesellschaftsschicht, mit der ich mich bisher nur durch Satzbrocken und Körpersprache verständigen konnte, also mit der wenig gebildeten und schulisch ungebildeten Bevölkerung, den Arbeitern, Tagelöhnern, den Bauern in den Dörfern. Wer meine Arbeit ein wenig kennt, weiß, daß ich gerade diese Menschen interessant finde und mich gerade mit ihnen sowohl in meiner mitmenschlichen Tätigkeit wie auch in meinem schriftstellerischen Wirken verbunden fühle. Plötzlich entdeckte ich nie erfahrene, nicht einmal geahnte Dimensionen des Menschseins in jenen einfachen Mitmenschen. Erst jetzt waren für mich die wesentlichen Gefühle der Liebe, der Anerkennung, auch der Vorbehalte zu ihnen möglich. Das heißt, mit der Sprachkenntnis habe ich erst meinen besonderen Ort in

Indien gefunden und haben die Menschen meiner Umgebung mir diesen Ort geben können. Ich nenne Sprachkenntnis als das wesentliche Mittel einer (wie auch immer gearteten) Integration. Sprachkenntnis ist wesentlich für die Verständigung von Mensch zu Mensch, erlaubt, ins kulturelle Herz der Menschen vorzudringen mit all seinen unwägbaren kulturell-emotionalen Werten, und darüber hinaus hat Sprachkenntnis einen demonstrativen Wert: man gibt sich überall als integrierwilliger und integrierbarer Mensch zu erkennen.

Das nächste wesentliche Element der Integration ist die Art der Bindung an das Wahlland. Ich bin sofort nach meinem Studium nach Indien gefahren, also bevor ich in Europa Amt und Würde erlangen konnte. Wäre ich als Professor einer Universität gekommen, oder als Vertreter einer deutschen Stiftung, eines Konzerns, einer Bank hätte ich von Beginn Ansehen erhalten. Und Ansehen nützt natürlich der Integration. Außerdem bin ich unverheiratet angekommen und habe auch in Indien nicht in eine Familie hineingeheiratet. Die indische Bevölkerung ist stark familienorientiert und versteht im Grunde Menschen nicht, die abgetrennt von der Familie eine Existenz aufbauen. Hätte ich in Indien geheiratet, wäre ich damit sofort an den Blutkreislauf des Landes angeschlossen gewesen. Ich hätte in eine Familie hineingeheiratet, die dann „meine“ Familie geworden wäre, die mich getragen hätte und die ich hätte tragen müssen, mit der ich renommieren könnte und die mit mir renommieren würde. Ich wäre nicht nur ein Individuum, sondern der Ehemann, der Schwiegersohn, der Schwager und so weiter einer großen Familie. Ich hätte auch ein öffentlich Entsagender werden können, etwa dem Ramakrishna-Orden beitreten oder ein katholischer Priester werden können. Auch auf diese Weise hätte ich einen erkennbaren Status innerhalb der indischen Gesellschaft erhalten.

Alle drei Optionen – Heirat, Hindumönch und katholischer Priester – habe ich in gewissen Lebensphasen als Möglichkeit erwogen, doch habe ich mich letzten Endes zu keinem dieser Lebensstände berufen gefühlt. Ohne berufliche Position, ohne Familie, ohne sichtbaren Lebensstand als Entsagender habe ich in Indien tatsächlich schlechte Karten für eine erfolgreiche Integration. Integration in eine andere Kultur ist an sich schon kein gewöhnlicher Lebensweg. Wer den Kulturstandort wechselt, sollte dann zumindest konventionell akzeptierte Rollen bekleiden, um diesen Wechsel erfolgreich zu vollziehen. Ich habe keine dieser Rollen bekleidet, das heißt: Ich hatte es in Indien doppelt schwer.

Ich kam nach Indien mit einem abgeschlossenen Studium. Trotzdem sah man mich in Santiniketan, als ich zum zweiten Doktorat ansetzte, noch stets als „Student“. Ich war

eben für die Bevölkerung, was ich ihnen erschien und was Ausländer in Santiniketan im allgemeinen sind: Studenten an der Visva-Bharati-Universität. Und als Student wurde ich behandelt. Gleichgebildete würden mich nicht besuchen, sondern sie erwarteten meinen Besuch. Professoren, die ich in ihren Häusern aufsuchte, machten nie einen Gegenbesuch. Ich war ja Student, war ihr *Sishya*, sie waren mein *Guru*.

Außerdem sieht mich der gebildete indische Mittelstand im allgemeinen im geschichtlichen Umfeld der Beziehungen zwischen Europa und Indien, der Kolonial- und Missionsgeschichte. Das macht Integration umso schwieriger, wenn ich als ein Individuum, das ich ja nur war und sein wollte und deshalb bewußt keine der möglichen Rollen annahm, mit einem geschichtlichen Ballast beschwert werde, der eigentlich nichts mit mir zu tun hat.

In Santiniketan begann ich mich früh zu den umliegenden Ureinwohner-Dörfern hin zu orientieren. Nach und nach wuchs ich in eine Aufgabe in zwei Santal-Dörfern, Ghosaldanga und Bishnubati, hinein, und baute zusammen mit den gebildeten jungen Führungskräften der beiden Dörfer eine alternative Entwicklungshilfe auf. Dies hatte bisher kein Ausländer, der in Santiniketan wohnte, getan, es sei denn zur Zeit von Tagore. Was ich tat, erweckte darum Argwohn. Was wollte ich jahrein, jahraus in diesem Santaldorf? Ohne daß das geringste Verdachtsmoment vorlag, wurde ich bei der Polizei wiederholt wegen Missionierung angezeigt. Es war offenbar undenkbar, daß ich aus uneigennützigen Gründen unter diesen Menschen hilfreich wirken wollte. Ich erfüllte keine ihnen sichtbare und akzeptierte Rolle, darum wurde ich verdächtig.

Dieser Argwohn ist mir allerdings niemals in den Santaldörfern selbst begegnet. Als schulisch ungebildete Menschen haben mich die Santals nicht mit dem historischen Ballast des weißen Mannes in Indien beladen, sie haben keine Rolle von mir erwartet. Sie haben mich so angenommen, wie ich mich ihnen gezeigt habe. Ich kam zu ihnen als ein gleichgestellter Freund, darum haben sie mich in großer Einfachheit und Selbstverständlichkeit als einen solchen Freund akzeptiert. Kurios, aber auch höchst bedeutsam ist die Tatsache, daß ich, ein gebildeter Europäer und Kopfarbeiter, gerade unter den ungebildeten Santal-Bauern in den indischen Dörfern eine größtmögliche Akzeptanz und darum auch größtmögliche Integration erfahren habe.

Argwohn, Unverständnis, Gleichgültigkeit sind mir unter den Gebildeten des Mittelstandes immer wieder begegnet. Das habe ich auf mich nehmen müssen als Preis dafür, daß ich genau so unter den Menschen lebte, wie es mir als Christ, als engagiert sozialkritischer Mensch und als Schriftsteller, der sein Leben schöpferisch gestalten wollte, richtig erschien.

Eine totale Integration in der Gesellschaft des Geburtslandes oder des Wahllandes kann ohnehin niemals wünschenswert sein. Sie würde fesseln, unfrei machen. In Deutschland will ich zum Beispiel nicht in die hohen materiellen Ansprüche an das Leben integriert sein. Und in Indien will ich nichts mit dem Kastenwesen, der feudalen Mentalität, der Ungerechtigkeit im Umgang mit den Menschen und so weiter zu tun haben. Ich will auswählen, wo und wie stark ich mich integriere. In einer anderen Kultur ist diese Auswahl bewußt und präzise, im eigenen Land ist diese Auswahl eher Teil des normalen Lebensprozesses.

Ich plädiere gegen eine Romantisierung der Integration. Vertauschen wir das respektable Wort „Integration“ mit „Anpassung“, wird uns sofort deutlich, daß „angepaßt sein“ als wenig ehrenwert gilt, während „unangepaßt sein“ heute ein Ideal ist. Wir müssen uns aber ebenso vor einer Romantisierung des Unangepaßtseins hüten. Wer sich aus mangelndem Mut zur Eigenentscheidung integriert, tut gewiß unrecht. Wer jedoch aus unreifem Rebellentum unangepaßt ist, tut ebenso unrecht. Der Weg, den ich in Indien zu gehen versuche, führt zwischen diesen Extremen. In Santiniketan habe ich mich so tief wie als Einzelner nur möglich mit den Menschen in den Dörfern und den jungen, aufstrebenden, doch mittellosen Menschen, die ehrlich nach einer Zukunft suchen, verbunden. Das war meine Wahl. Gerade weil ich in keine Rolle hineinpasse und mein Verhalten jedem Rollenverhalten zuwiderläuft, habe ich auch die größtmögliche Freiheit. Freiheit hat nur Sinn, wenn man sie nutzt. Ich will sie nach Kräften nutzen, um ein schöpferisches Leben zu führen, das den Menschen, für die ich Verantwortung übernehme, unmittelbar dient, das ohne Routine und Formalisierungen die Begegnung mit den Menschen in ihrer Tiefe sucht, das spontan und echt auf die Anforderungen der Nächstenliebe und den Anforderungen meines schriftstellerischen Berufes antworten kann.

In diesem Prozess des schöpferischen Lebens sucht man die Gemeinschaft gleichgesinnter Gruppen. Zu meinem Leidwesen sind die Akademiker in Santiniketan, wo ich wohne, keine Gleichgesinnten. Damit habe ich mich abgefunden. Aber zum Beispiel fühle ich mich von vielen Indern, die im Westen wohnen, verstanden, ebenso von vielen deutschen Indienreisenden, auch von zahlreichen geistig Suchenden, seien sie Christen oder Hindus, und von schöpferisch Schaffenden: Schriftstellern, Musikern, Künstlern in Indien oder in Europa. Gleichgesinnte zeigen sich an vielen Orten, und wo sie als Gruppe auftreten, da fühle ich mich am echtensten integriert. Ihre Nähe suche ich, bei ihnen finde ich Halt und Unterstützung, die ich doch, bei aller Freiheitssuche, sehr notwendig habe.

Letztlich geht es mir also um die schöpferische Begegnung von Mensch zu Mensch. Darin sehe ich für mich die größte Chance, angenommen zu werden und segensreichen Einfluß auszuüben. Füge ich einen neuen Gedanken hinzu: Dieses segensreiche Wirken ist letzten Endes nur dann möglich, wenn ich als Mensch in mir selbst integriert bin, also harmonisch und erfüllt bin. Ist das der Fall, kann ich allerlei Leid hinnehmen und brauche nur wenig: meinen Gott und ein paar Menschen, denen ich in Liebe verbunden bin, und einen Beruf, der mich herausfordert und fördert. Diese Selbstintegration steht am Anfang und am Ende der Versuche, sich in eine andere Kultur zu integrieren.

Vortrag auf dem Seminar „Integration braucht Dialog“, veranstaltet vom Diözesan-Caritasverband Köln zur Feier des 20-jährigen Bestehens von „Meine Welt“, Zeitschrift für deutsch-indischen Dialog. Das Seminar fand am 26.Juni 2007 in Köln statt.